

ROBERT SEETHALER

Jetzt wirds ernst



GOLDMANN

Lesen erleben

Buch.

Für ihn ist es ein großer Moment, die Verwirklichung eines Traums: Er steht auf der Bühne und spielt den Apfelbaum. Doch dann vergisst er in der Aufregung den Text, strauchelt – und stürzt ... »Jetzt wirds ernst« erzählt die Geschichte eines eigenwilligen kleinen Jungen aus einer Provinzstadt, der unbedingt zum Theater will. Sie beginnt mit der Kindheit im kleinen Friseursalon der Eltern, gefolgt von der turbulenten Freundschaft mit dem treuen Begleiter und ewigen Konkurrenten Max und dem ersten Verliebtsein in Lotte mit den grellpinken Zehennägeln. So viel Unglück diese Liebe über den Helden bringt, so viel Glück bedeutet sie letztlich auch, denn durch Lotte entdeckt er, der Tschechows »Möwe« anfangs noch für ein Tierbuch hält, die Liebe zum Theater, den Weg, den er gehen wird. Ausgelassen, mit viel Zärtlichkeit, und doch in einem wundervoll lakonischen Ton, wagt sich Seethaler ganz dicht ran an seine Figuren und erzählt von all den kleinen und großen Dingen, die sie und ihre Wege kennzeichnen.

Autor

Mit seinem Roman »Die weiteren Aussichten«, von Hans Steinbichler erfolgreich verfilmt, eroberte Robert Seethaler die Herzen vieler Leser. 1966 in Wien geboren lebt und arbeitet Seethaler heute in Berlin und Wien. »Jetzt wirds ernst« ist sein dritter Roman.

Außerdem bei Goldmann lieferbar:

Die weiteren Aussichten. Roman (47172)

Die Biene und der Kurt. Roman (47240)

Robert Seethaler

Jetzt
wirds ernst

Roman

GOLDMANN



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe März 2012

Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Copyright © 2010 by Kein & Aber AG Zürich

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagfoto: FinePic; Getty Images / Robert Daly

mb · Herstellung: Str.

Satz: DTP Service Apel, Hannover

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Made in Germany

ISBN 978-3-442-47672-5

www.goldmann-verlag.de

Der Sturz des Apfelbaums

Die Vorstellung ist gut besucht. Aus dem Zuschauerraum dringt das helle Stimmengewirr gedämpft zu mir in die Dunkelheit hinter der Bühne. Durch den Guckschlitz im Seitenportal luge ich vorsichtig hinaus. Etwa dreißig oder vierzig Vorschulkinder drängen sich in den Stuhlreihen und verfolgen die merkwürdigen Bühnengeschehnisse. Ihre vom klirrend kalten Wintermorgen immer noch verrotzten Gesichter leuchten vor Aufregung. Dabei plappern, kichern, tuscheln und zischeln sie durcheinander wie ein Spatzenschwarm in einer nachtdunklen Baumkrone. An der Rückwand stehen die Tanten, zwei riesige Frauen in wallenden Hosen und wild gemusterten Pull-overn. Sie haben ihre Arme vor den gewaltigen Brüsten verschränkt und überwachen den Raum. Nichts entgeht ihnen, keine versteckten Boxhiebe, Spuckattacken, Heulanfälle oder vorgetäuschten Übelkeitsanflüge. Ein kurzes Heben der buschigen Augenbrauen genügt, um die Kinder schnell wieder ins unsichtbare Geschirr von Zucht und Ordnung zu spannen. Keine Frage: Die Tanten haben die Sache im Griff.

Mein Kopf steckt fast zur Gänze zwischen den Falten des schweren Samtvorhangs. Der Staub unzähliger Theateraufführungen kitzelt in meiner Nase. Ich unterdrücke

den Niesreiz und gebe das Zeichen. Die Scheinwerfer gehen aus. Schwarz. Absolute Dunkelheit. Ein kühler Atemhauch an meiner Stirn. Ein Luftzug, der am Vorhang hinterzugleiten scheint und mein Gesicht streift. Mit einem blechernen Sirren gehen die Scheinwerfer wieder an. Der Staub tanzt im Licht, das Spatzengezwitscher erstirbt, und ich setze mich in Bewegung. Langsam, sehr langsam stakse ich quer über die kleine Bühne bis ganz nach vorne an die Rampe und recke mit hölzernen Bewegungen meine Äste in die Höhe. Die steifen, mit echter Rinde beklebten Stoffbahnen umspannen meinen Körper, auf meinem Kopf raschelt leise das Laub, meine Äpfel glänzen wie die roten Rotzgesichter der Zuschauer.

»Guten Morgen, Kinder!«, sage ich mit knarrender Stimme. »Ich bin der Apfelbaum!«

Wie immer antworten die Kinder, lachen, klatschen, trampeln mit den Füßen. Einige springen sogar auf und rufen mir irgendetwas zu. Ich verstehe sie nicht mehr. Ihre Worte verschwimmen zu einem einzigen, undeutlich wabernden Geräuschestrom. In meinem Kopf wummert und dröhnt es. Mein ganzer Körper fühlt sich an wie betäubt. Nur im Magen blubbert eine eklige, dickflüssige Suppe. Ich versuche mich zusammenzureißen und einfach weiterzumachen.

»Vor Hunderten ... von ... äh ... Jahren ... äh ...«

Aus. Der Text ist weg. Wie weggeblasen. Nie da gewesen. Ich stehe hier an der Rampe, dort unten sitzt das Publikum, und ich bin der Apfelbaum, so viel ist klar. Aber was, verdammt nochmal, war vor Hunderten von Jahren los gewesen?

»Vor Hunderten ... von ... ääh ...«

Nichts. Ich spüre, wie mir der kalte Schweiß den Rücken hinunterläuft und sich am Unterhosengummi zu einem kleinen Rinnsal sammelt. Fast im selben Moment wird mir schwarz vor Augen, und kleine leuchtende Punkte ziehen in seltsam geschwungenen Bögen in meinem Gesichtsfeld vorüber. Der Kreislauf. Eine kurze Schwäche. Das kennt man ja. Das ist nichts. Das geht vorbei.

Doch es geht nicht vorbei. Die Punkte vermehren sich mit rasender Geschwindigkeit, beginnen zu tanzen und kleine flinke Kapriolen zu schlagen. Ich versuche es noch einmal:

»Vor ... äh ... ääh ... ääähh ...«

Das wars. Endgültig.

Ich schnappe nach Luft. Reiß den Mund auf. Die Augen. Werfe den Kopf in den Nacken, sehe, wie die Pünktchen über mir verglühen. Es wird dunkel. Es rauscht in der Baumkrone, die Nacht fällt lautlos vom Himmel, die Sterne verzischen in der tiefen Finsternis, der Boden bricht auf, und ich taumle einem dumpf pochenden Abgrund entgegen.

Ich werde sterben.

Ich bin schon tot.

Es dauert höchstens ein, zwei Sekunden, dann bin ich wieder bei mir. Aber zu spät. Ich wanke bereits, torkele, versuche einen stabilisierenden Ausfallschritt, rudere mit den Armen, trete auf eine meiner Pappmachéwurzeln, stolpere, verliere das Gleichgewicht und kippe langsam von der Bühne. Gerade noch kann ich erkennen, wie die Kinder nach allen Seiten hin wegspringen. Gleichzei-

tig schießen mir in rasender Geschwindigkeit Fragen wie leuchtende Schriftbänder durch den Kopf: Warum bin ich hier? Warum stecke ich ausgerechnet in einem Apfelbaumkostüm? Was will ich? Wer bin ich? Was zum Teufel ist nur geschehen?!

Im nächsten Moment krache ich mit der Stirn an eine Stuhllehne. In meinem Kopf explodiert ein greller Feuerball, und ich bin weg.

Vom Soundtrack der ersten Jahre

Mein Weg zum Theater war verschlungen. Unvorhersehbar. Holprig. Als Kind hasste ich es sogar, angesehen und vorgeführt zu werden. Die Blicke anderer Menschen empfand ich als Zumutung. Nie wollte ich im Mittelpunkt stehen, ich wollte überhaupt nie irgendwo stehen. Ich wollte sitzen, kauern oder zusammengerollt in einer Ecke liegen, irgendwo am Rande der Gemeinschaft, von niemandem beachtet und in der Sicherheit von Schatten und Anonymität. Eigentlich wollte ich nur meine Ruhe, und ich hasste alles, was Licht auf mich werfen konnte: Kerzen, Lampen, Kronleuchter, Scheinwerfer.

Ganz zu Beginn meines Lebens hasste ich sogar das Tageslicht.

Mit meiner ganzen Kraft weigerte ich mich, das wohlige Weltall des Mutterbauches zu verlassen. Ich wollte ewig so weiterschweben in der warmen Nacht, nur begleitet vom dumpfen Schlag des großen Herzens über mir, dem

gelegentlichen Darmgluckern direkt vor meinem Gesicht und den rätselhaften, gedämpften Geräuschen einer unbekannteren Welt jenseits meines Universums.

Und ich schaffte es auch ziemlich lange, mich den Wehen und den verschiedenen ärztlichen Bemühungen entgegenzustemmen, siebenunddreißig Stunden lang, um genau zu sein. Doch plötzlich ging alles schnell. Die Wehen rollten immer druckvoller und in immer kürzeren Abständen heran. Ihre schiere Kraft schob und presste mich in Richtung Ausgang. Es wurde ungemütlich. Schließlich platzte mit einem ohrenbetäubenden Knall die Fruchtblase, und ich tauchte mit der Stirn voran in eine weiche Masse. Ein geheimnisvolles, dunkles Rauschen. Überall, unter mir, über mir, in mir. Gleichzeitig begann sich meine Schädeldecke zu verformen, mein Gesicht wurde gequetscht, die Wangen verschoben, die Ohren verfaltet. Und plötzlich ging nichts mehr voran. Für einen unendlich qualvollen Augenblick ging es nicht weiter. Aber auch nicht zurück. Ich rührte mich keinen Millimeter, steckte fest, gefangen in dem engen Raum, der eben noch meine Freiheit war.

Auf einmal gab es einen Ruck, etwas blubberte und schmatzte laut, direkt vor meinem Gesicht glitt das pulsierende Fleisch auseinander, und mit einem satten Schmatzen rutschte ich ins Freie.

Sofort wurde ich gepackt, verdreht und zurechtgerückt. Etwas zog und zerrte an mir, es gab einen weiteren Ruck, etwas heftiger noch als der erste, und plötzlich baumelte ich kopfüber im Nichts. Das Blut schoss mir in den Kopf und füllte ihn bis zum Platzen aus. Es war eisig kalt, der

Lärm überwältigend, Licht brannte mein Schädelinneres aus, grell, leuchtend, rosarot, mit einem saugenden Geräusch, einer Art lang gezogenem Seufzen, brachen meine Lungen auf, ein heller Schmerz durchzuckte meinen ganzen Körper, und ich begann zu brüllen.

Das Krankenbett ist ein Schlachtfeld, durchtränkt von Blut, Schweiß und allen möglichen anderen Flüssigkeiten. Irgendwie habe ich es geschafft und liege jetzt in ein Tuch gewickelt auf dem leeren Bauch meiner Mutter, faltig, verbeult, vollkommen unbehaart und bläulich violett. Ich kann das vertraute Darmgluckern hören, das dumpfe Schlagen des großen weichen Herzens, leise, gedämpft, wie aus weiter Entfernung. Ganz nah ist meine Heimat und doch so unerreichbar.

Irgendwo im Zimmer kramt leise fluchend eine Frau in einem weiß-blauen Kittel herum. Die Hebamme. Oder die Putzfrau. Das macht keinen Unterschied mehr. Am Ende der Schlacht sind alle Uniformen gleich. Meine Mutter liegt unter mir, ausgepumpt und schlaff. Ihre Augen sind geschlossen, der Atem geht ruhig, die Hände liegen leicht und warm auf meinem Rücken und bedecken ihn fast zur Gänze. Auf einem Stuhl neben dem Bett sitzt vornübergebeugt mein Vater, immer noch zitternd nach der Erschütterung. Draußen auf der Straße rauschen Autos vorüber. Mutter öffnet die Augen. Vater legt seine Hand auf ihre Schulter. Die weiß-blaue Frau geht leise fluchend aus dem Zimmer. Eine Leuchte sirrt von der Zimmerdecke herunter.

Das also ist das Leben.

Die Zeit und die Wirkung einer von Vater eigenhändig zusammengewachsenen Kräutersalbe glätteten die Schrammen und Beulen meiner Geburt. Die Kräuter stammten aus dem winzigen, von hohen Hecken umwucherten Gärtchen hinter dem Haus, das wir am Stadtrand bewohnten. Jeden Morgen lief Vater gebückt unter dem verkrüppelten Kirschbaum herum und rupfte kleine Büschel aus dem taunassen Boden. Das Zeug wurde in einer Tonschale eingeweicht, mit einem Mörser zermanscht und dann als dicke, hellgrüne Paste überall auf meinem Körper verschmiert. Ich stank wie ein Komposthaufen, aber bald gewöhnte ich mich daran. Und irgendwann hatte sich das Ganze sowieso erledigt, und ich hatte mich zu einem einigermäßen ansehnlichen Jungen ausgeformt.

Vater jedenfalls hatte Freude an den Kräutern. Er wäre gerne Naturwissenschaftler geworden. Oder Pflanzenkundler. Oder wenigstens Apotheker. Das Schicksal in Gestalt seiner kriegsmüden Eltern hatte allerdings etwas anderes für ihn vorgesehen. Er wurde Friseur.

An der Vorderseite unseres Hauses, zur Straße hin, lag der Friseursalon. Auf einem Blechschild über der Eingangstür stand in großen mattgoldenen Buchstaben das Wort *Coiffeur* hingepinselt. Und darunter: *Frisuren für die Dame und den Herren*.

Sechs Tage in der Woche, Monat für Monat, Jahr für Jahr, ohne Krankheitsunterbrechung, ohne Urlaubspausen, standen Vater und Mutter in dem kleinen Laden und bedienten die Kunden. Die Arbeitsteilung war einfach: Vater schnitt, Mutter wusch.

Eine Ecke war für mich reserviert. Dort saß ich auf ei-

ner flauschigen Woldecke und konnte ungestört die Vorgänge im Salon verfolgen. Mutters ruhige, sanfte Bewegungen. Vaters wendige Handgriffe. Das Aufblitzen der von einem verirrtten Sonnenstrahl getroffenen Rasierklinge. Das bunte Gewackel der Lockenwickler auf den Kundenköpfen und so weiter. Ich mochte das. Alles war so selbstverständlich, gleichzeitig schien es jedoch einer geheimen Ordnung unterworfen zu sein, jede Bewegung schien mit den anderen Bewegungen im Raum zusammenzuhängen, sie zu beeinflussen und überhaupt erst zu ermöglichen.

Aber noch lieber hatte ich die Geräusche. Das Klappern der Schere, das helle Rauschen der Trockenhaube, das sonore Summen des Rasierapparats, das angriffslustige Fauchen des Föhns, das ruhige Plätschern des warmen Wassers, das Geplauder der Damen, das Schnarchen der Herren, all das sammelte sich zu einem beständigen, nie abreißenden Geräuschteppich, der über allem schwebte und quasi den Soundtrack meiner frühen Kindheit bildete. Ich saß still und zufrieden in meiner Ecke und hörte zu, wie die Jahre vergingen.

Bumsen mit Trixie

Es war ein brütend heißer Sommersonntag. Der Himmel schien ungewöhnlich hell, fast weiß. Keine Wolke. Kein Wind. Hoch oben zitterte die Sonne in ihrer eigenen Hitze. Meine Eltern hatten mich mit einer großen Tüte Kara-

mellbonbons in den Garten geschickt und sich aus irgendwelchen Gründen ins Schlafzimmer verzogen.

Da stand ich jetzt, nur mit einer winzigen roten Badehose bekleidet, die Tüte mit den Bonbons in der Hand, einen ganzen leeren Nachmittag vor mir und tausend schwirrende Fragen in meinem dummen Bubenkopf.

Der Garten summt. Ein gelber Schmetterling tor kelte vorüber, landete auf einem Halm, tor kelte weiter, verschwand hinter dem Haus. Ich schloss die Augen und legte den Kopf in den Nacken. Plötzlich begann es mich zu schütteln. Das Glück hatte mich gepackt und rüttelte mich nun ordentlich durch. Ich lachte, schrie auf und schmiss die Arme in die Höhe. Die Karamellbonbons flitzten aus der Tüte und segelten wie kleine braune Meteore durch die Luft. Ich ließ mich nach hinten fallen und blieb auf dem Rücken liegen. Das Gras war trocken und warm. Darunter pulsierte die Erde, hob und senkte sich wie der Rücken eines großen Tieres.

Aus dem Schlafzimmer der Eltern drangen ein dumpfes Poltern und das überdrehte Kichern meiner Mutter. Ein einzelner Schweißtropfen löste sich von meiner Schläfe, kullerte hinters Ohr und verfing sich irgendwo im Haaransatz. Meine Stirn brannte unter der Sonne. Der Himmel strahlte in seiner ungewöhnlichen Helligkeit. Ich sprang auf, sammelte die verstreuten Bonbons ein und rannte quer über die Rasenfläche, am Kirschbaum vorbei, und zu der hohen Hecke hinüber, die unser Grundstück von der Nachbarschaft abschottete. Ich bog ein paar Äste zur Seite und kroch ins Gebüsch.

Drunnen war es angenehm kühl. Durch das dichte Blät-

terdach drang nur wenig Sonnenlicht herein. Ich hockte mich in meine Kuhle und ruckelte mir den Hintern zu recht. Dieser Platz war mein Rückzugsgebiet, mein ganz privater Schutzraum.

Ein winziger, dunkelgrün glänzender Käfer krabbelte träge über meinen Handrücken. Ich beobachtete ihn eine Weile, dann schnippte ich ihn ins Dickicht und steckte mir ein Karamell in den Mund.

Drüben auf dem Nachbargrundstück tat sich was. Leute standen im Garten herum. Redeten. Lachten. Ließen Gläser klirren. Frauen in Blümchenschürzen, Männer in Unterhemden. Uralte Knacker. Dreißig oder noch älter. Ich schob einen Zweig zur Seite und spuckte aus der Hecke heraus. Im hohen Bogen zischte der gleißende Tropfen meiner Verachtung durch die Luft und landete unbemerkt im Nachbarrasen.

Die Männer kippten Bier aus Dosen, die Frauen schlürften Sekt aus dünnen Gläsern. Auf einem wackeligen Grill brutzelten ein paar Würstchen. Das Fett tropfte zischend auf die glühenden Kohlestücke, und der Geruch von verbranntem Fleisch und billigem Parfum lag in der Luft. Alle waren gut gelaunt. Es wurde viel gelächelt, gezwinkert, mit dem Plastikschmuck geklimpert und so weiter. Goldzähne blitzten in der Sonne. Aus Sockenbündchen quoll das Wadenfett in winterlich weißen Wülsten heraus. In einem kleinen Rekorder eierte eine Kassette und untermalte alles mit einer Art blecherner Gute-Laune-Musik.

Ich wollte gerade wieder Speichel sammeln, um ein weiteres Geschoss abzuschicken, als ich sie sah: Ungefähr mein Alter, klein, pummelig, Pferdeschwanz, schwarze

Lackschuhe, weiße Söckchen, blauer Rock, gelbes Haarband. Stand einfach da, regungslos wie eine Statue, und starrte genau zu mir herüber. Ich wagte nicht, mich zu rühren. Blieb ganz still. Atmete nicht. Doch es war zu spät. Plötzlich setzte sie sich in Bewegung, hopste quer über den Rasen, ließ sich auf die Knie fallen und kroch zu mir ins Gebüsch.

Alles in mir spannte sich an. Ich wusste, dass ich aufpassen musste. Die Sache war mir unangenehm. Unheimlich. Aber jetzt gab es kein Zurück mehr, die Kleine saß nun einmal da. Vorsichtig hielt ich ihr die Tüte mit den Karamellbonbons hin. Sie nahm drei und steckte sie sich in den Mund. Eine Weile saßen wir leise lutschend da und starrten uns an.

»Magst du bumsen?«, fragte sie plötzlich und zeigte auf meine Badehose.

Das kam überraschend. Ich hatte von diesem Bumsen schon gehört, allerdings immer nur in irgendwelchen nebulösen, völlig unverständlichen Zusammenhängen.

»Und du?«, fragte ich vorsichtig zurück.

»Klar!«, sagte sie. »Zieh die Hose aus!«

Das klang vernünftig. Ich zog meine Badehose aus und hängte sie an einen Ast in Blickhöhe. Eine Weile geschah nichts. Die Erde war kühl unterm Hintern. Im Hintergrund plätscherte das Stimmengewirr der Grillgäste und das blecherne Gedudel aus dem Rekorder.

Plötzlich fasste sie sich an den Hinterkopf, zog ihr gelbes Haarband vom Pferdeschwanz, beugte sich nach vorne, griff beherzt zu und band mir eine große Schleife um meinen Pimmel.

Ich war beeindruckt. Ich hatte das Schleifenbinden noch nicht gelernt, weder im Kindergarten noch zu Hause, sie hingegen brauchte nur ein paar Handgriffe, und das Ding saß. Das kleine Luder hatte Erfahrung.

»Schön!«, nickte sie anerkennend und stopfte sich drei oder vier weitere Bonbons in den Mund. Jetzt erst sah ich ihre Augen. Sie waren ungewöhnlich groß und grün. Glänzend grün wie der Panzer des Käfers, den ich vorher ins Gebüsch geschnippt hatte. Und auf einmal sah ich auch ihre Zahnlücken, tief und dunkel wie Baugruben.

Vom Nachbargrundstück keifte eine schrille Frauenstimme herüber:

»Trixiie!«

Das Mädchen zuckte zusammen als hätte ihr jemand mit einem nassen Lappen in den Nacken geschlagen.

»Ich geh dann mal!«, sagte sie schnell, nickte mir zu, kroch aus der Hecke, lief zu ihren Leuten hinüber und verschwand im Haus.

Ich blieb zurück, in meinem Blätterdachdunkel, eine gelbe Schleife um den Pimmel und ein seltsames Schwirren im Kopf.

Das also war Bumsen. Unspektakulär eigentlich. Obwohl ich davon bislang allerhöchstens ein paar verschwommene Fantasien und dementsprechend wenig Erwartungen gehabt hatte, war ich doch ein wenig enttäuscht.

Und trotzdem hatte die kurze Begegnung mit Trixi etwas in mir ausgelöst. Etwas nicht zu Benennendes. Etwas Unsagbares. Vielleicht waren es die Augen, vielleicht die Zahnlücken, vielleicht die kleinen Bewegungen der rosigen Wurstfinger an meinem Pimmel, schwer zu sagen.

Irgendetwas jedenfalls hatte mich in eine nie gekannte innere Verwirrung gestürzt und eine Sehnsucht in mir entzündet, die nicht mehr zu löschen sein würde. Nie mehr.

Die Bonbons waren alle. Ich kroch ein wenig benommen aus der Hecke und ging zum Haus hinüber. Zwischen meinen Beinen wippte die Schleife wie ein großer gelber Schmetterling. Aus dem Schlafzimmer im ersten Stock drangen immer noch die fröhlichen Geräusche meiner Eltern ins Freie.

Ein leichtes Lüftchen kam auf. Mein Schmetterling zitterte leicht. Dann schlug er ein-, zweimal mit den Flügeln, hob ab und trug mich am Schlafzimmerfenster vorbei, über den Kirschbaum, über unser Haus, über die Dächer der Stadt, hoch und höher und immer weiter durch die restlichen Tage dieses kurzen heißen Sommers.

Kasperls Tod

Mit sechs Jahren kam es zu meiner ersten Begegnung mit dem Theater. Eines Morgens lag ein kleines rosarotes Kärtchen neben meiner Kakaotasse auf dem Frühstückstisch. Eine Eintrittskarte mit gestanzten Abrisslöchern. Immer wieder musste mir Mutter die ersten Anweisungen darauf vorlesen: Eintritt für ein Kind, keine Ermäßigung, Beginn dann und dann, Reihe dort und dort, Sitz so und so. Der Titel des Stückes lautete *Kasperls geraubtes Picknick*.

An einem trüben Regennachmittag bestiegen wir die Straßenbahn und fuhren die paar Stationen bis ans andere

Ende der Stadt. Es war über Nacht kalt geworden. Draußen dampfte der nasse Asphalt, und die Menschen hasteten mit Hüten, Schirmen und hochgeschlagenen Krügen geduckt durch die Straßen, während ich wohlighingezwängt zwischen meinen Eltern saß, das unregelmäßige Ruckeln der Straßenbahn unterm Hintern und eine seltsam prickelnde Erregung in der Brust.

Gleich gegenüber der Haltestelle befand sich das Theater. Beziehungsweise das in den Fünfzigerjahren hingewürfelte Volkshochschulgebäude mit angeschlossener Mehrzweckhalle. Die Veranstaltung schien jedenfalls gut besucht zu sein. Da es mittlerweile wie aus Kübeln schüttete, drängelten sich die Leute im Eingangsbereich. Es herrschte ein brutales Geschiebe und Getrappel wie bei einer dieser afrikanischen Rinderherden während der verzweifelten Überwindung einer lehmigen Flussbettböschung.

Mutter nahm den Kampf auf. Entschlossen packte sie Vater und mich an den Händen, stürzte sich ins Gewimmel und begann sich wild durch die dampfenden Leiber zu rempeln.

Drinne dann die Verabschiedung. Mutters Gesicht glänzte nass. Ein Gemisch aus Schweiß und Trennungstränen. Vater nickte mir zu und lächelte aufmunternd. Ein Typ in grauer Uniform nahm meine Karte entgegen und riss sie in der Mitte auseinander. Danach wurde ich an den Schultern gepackt und in den hell erleuchteten Saal geschoben, wo schon Hunderte Kinder in langen Stuhlreihen dicht gedrängt nebeneinanderhockten und gespannt auf die leere Bühne starrten. Ich wurde an meinen Platz

geschoben, ziemlich weit vorne und fast in der Mitte. Da saß ich, eingeklemmt zwischen einem winzigen Mädchen und einem fetten Riesen von mindestens sieben Jahren, und traute mich nicht, mich zu rühren.

Es war laut, warm und feucht. Ein unangenehmer Geruch lag in der stickigen Treibhausluft. Ich dachte an die Eltern. Ich sah sie draußen auf der Straße durch den Regen eilen, Hand in Hand, mit wehendem Mantel und flatterndem Rock. Ich sah sie über die Pfützen hopsen, lachend, mit vor Vergnügen weit aufgerissenen Mündern. In immer weiteren und höheren Bögen sah ich die beiden davonspringen, bis sie schließlich endgültig abhoben und in Regentrinnenhöhe um die nächste Häuserecke flogen. Ganz leise hörte ich Mutters helles Quietschen hinter der grauen Regenwand verklingen.

»Abbeißen?«

Der fette Riese hielt mir seine Semmel entgegen. Eine gelbliche, dickflüssige Masse quoll daraus hervor und lief über seine Finger. Ich schüttelte stumm den Kopf und bemühte mich, nicht hinzusehen.

»Macht nichts«, sagte der Riese ernst, stopfte sich die komplette Semmel in den Mund und wischte sich die Hände an seiner Hose ab. Aus den Augenwinkeln sah ich, wie sich der Hosenstoff eng über den weich bebenden Schenkelspeck spannte.

Das Klingelzeichen ertönte. Gleich darauf wurde es dunkel. Musik erklang, und plötzlich erstrahlte die Bühne im grellen Licht. Da, wo eben noch ein dunkles Loch in der Mehrzweckhalle klaffte, erschien nun ein sonniger Wald aus bemalter Pappe und Draht. Eine Weile passierte

nichts, dann wurde die Musik leiser, etwas regte sich hinter einem Busch, und Kasperl trat auf.

»Da sind ja die Kinder! Seid ihr alle daaa?!«, schrie er und ließ den Zipfel seiner Mütze kreisen. Sofort brüllte der komplette Saal einstimmig auf:

»Jaaaa!«

Ich blieb still. Dieser Kasperl gefiel mir nicht. Unsympathischer Bursche. Spazierte einfach so im Wald herum, hatte eine Idiotenmütze auf dem Kopf und stellte dumme Fragen.

Aber jetzt war er nun mal da und die Kinder auch, und es konnte mit der Geschichte losgehen. Es gab nämlich ein Problem: Eigentlich wollte Kasperl mit seinen Kumpeln Eichhorn und Frosch ein Picknick veranstalten, doch der Picknickkorb war weg. Einfach verschwunden. Und natürlich hatte Kasperl dazu eine eigene Theorie entwickelt: Ein Zauberer sollte hinter der Angelegenheit stecken. Und zwar nicht irgendein Zauberer, sondern der größte, gemeinste und hässlichste Zauberer der ganzen Gegend!

Ein Raunen durchlief die Sitzreihen. Eine Welle der Empörung. Entsetzen. Wut.

Kasperl hatte natürlich gleich einen Plan. Schnell wurde aus ein paar Blättern und Ästen ein zweiter Picknickkorb gebastelt und danach mit Hilfe des Hauruck-Gebrülls des Publikums eine Grube im Waldboden ausgehoben. Mit einem Seil wurde der Korb hinuntergelassen, die Grube wurde abgedeckt, die Falle war fertig, alle freuten sich, Kasperl klatschte in die fingerlosen Hände, Eichhorn und Frosch machten groteske Sprünge, und es wurde ein Lied gesungen.

Die drei waren so beschäftigt mit ihrer blödsinnigen Freude, dass sie nicht bemerkten, wie sich im Hintergrund ein paar Zweige teilten und den Blick auf einen graugesichtigen alten Knacker freigaben.

Der Saal brüllte wie aus einer Kehle. Die Kinder sprangen aus ihren Sitzen hoch, trampelten, klatschten und schrien. Mir war nicht klar, warum dieser Zauberer so schlecht ankam. Alles in allem schien er recht harmlos zu sein. Gar nicht unsympathisch. Er war dürr, stand etwas verloren in der Gegend herum und hatte einen ziemlich depressiven Gesichtsausdruck. Unter seinem mit silbrigen Sternen bestickten Hut quollen graue Haare hervor, die ihm in langen Strähnen über die Schultern flossen und einen ordentlichen Haarschnitt gut hätten gebrauchen können.

Er beobachtete die drei Idioten für einen Moment. Nickte kurz und sondierte nachdenklich die Umgebung. Ich war mir nicht sicher, ob er Kasperls Plan durchschaut hatte. Ob er überhaupt kapierte, was hier eigentlich los war. Und plötzlich war mir klar, dass ich ihn warnen musste.

»He, Zauberer!«, schrie ich so laut ich konnte. »Der Kasperl und seine blöden Kumpels wollen dich in eine Falle locken! Die wollen, dass du in ein Loch fällst, und dann wollen sie dich aufspießen und braten und mit deinen Knochen Mikado spielen!«

Der Zauberer schien mich für einen Moment anzusehen. Dann tauchte er ab, und es war es still im Saal. Völlige Geräuschlosigkeit. Ich hatte einen dieser magischen Augenblicke geschaffen, an dem eine ganze Halle wie auf

ein Kommando einzuatmen scheint und das gemeinschaftliche Gebrüll für ein paar Sekunden erlischt.

Nur meine Worte standen hell und klar im Raum.

Auch die drei Freunde standen eine Weile regungslos und schweigend im Wald. Leise knarrte die Pappe, irgendjemand räusperte sich unter der Bühne.

Kasperl fing sich als Erster wieder.

»Aha ...«, sagte er und ließ ein bisschen unmotiviert seinen Mützensipfel kreisen, »Kinder, ist denn der Zauberer wirklich hier gewesen?«

»Jaaa!«, schrien alle.

»Da müssen wir uns aber was einfallen lassen, oder, Kinder?«, sagte Kasperl und schien jetzt wieder einigermaßen den Überblick zu haben.

»Jaaa!«, brüllte der Saal.

Und mitten drinnen ich, zitternd vor Wut und hilfloser Aufregung. Diese Idioten. Diese hirnverbrannten Idioten! Offenbar kapierten sie nichts. Nicht das Geringste. Nur ich, ich als Einziger sehe das Unheil nahen. Die Ungerechtigkeit. Die Katastrophe.

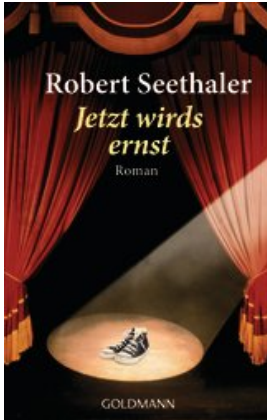
Und auf einmal geht alles schnell. Die drei Helden stecken ihre Köpfe zusammen, tuscheln, kichern, tun wichtig, beratschlagen sich mit dem Publikum, alle sind sich einig, alle freuen sich, ein weiteres Lied wird gesungen, dazu wird ausgiebig im Kreis getanzt, anschließend versteckt man sich am Bühnenrand und wartet. Tatsächlich erscheint gleich darauf auch wieder der Zauberer. Er zittert ein wenig hilflos mit seinem Zauberstäbchen in der Luft herum und marschiert dann nichts ahnend direkt auf den Picknickkorb zu. Kasperl grinst. Das Publikum feixt.

Neben mir beginnen die Backen des fetten Riesen zu beben vor Aufregung. Der Zauberer spaziert nickend und murmelnd auf das teuflische Loch zu. Die Kinder halten den Atem an. Kasperl kichert. Seine Augen glänzen starr wie die Augen eines Raubvogels. Seine Nase ist spitz wie ein Schnabel. Ich spüre, wie mein Herz rast. Meine Stirn brennt. Mein Hemd klebt an der pochenden Brust. Und da halte ich es nicht mehr aus. Ich springe auf, drängele mich am fetten Riesen vorbei, stolpere den Mittelgang nach vorne, reple ein Plastikblumengesteck um und klettere auf die Bühne.

Es ist heiß, das Licht ist gleißend grell, im Hintergrund höre ich die Kinder toben wie hinter einem Wall aus Watte, und vor mir hockt Kasperl mit seinem grinsenden Raubvogelgesicht. Und jetzt platzt etwas in mir. Mit beiden Händen greife ich in den Wald hinein und kriege den Kasperlkopf zu fassen. Er fühlt sich ungewöhnlich kühl und hart an. Die Augen sind glatt und tot wie Murmeln, der Blick nicht zu ertragen. Ich zerre und reiße an ihm. Sein Körper ist merkwürdig schlank, fest und stark. Er wehrt sich, windet sich, krümmt sich. Doch mein Hass ist stärker. Und meine Angst sowieso. Es gibt einen Ruck, etwas knackst leise, etwas löst sich, und ich stolpere einen Schritt zurück. Da, wo eben noch Kasperl hockte, ragt nun eine Hand aus dem Waldboden. Ganz genau sehe ich die behaarten Finger, die kleine rosige Narbe am Daumenansatz und die dunkel geränderten Fingernägel. Dann ist sie weg.

In meinen Händen liegt der Kasperlkopf. Seltsam leicht liegt er da. Mit Kragen und Mütze. Aber ohne Körper.

Ich schleudere das Ding von mir und falle einfach um.



Robert Seethaler

Jetzt wirds ernst

Roman

Taschenbuch, Broschur, 320 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-47672-5

Goldmann

Erscheinungstermin: Februar 2012

"Wir wussten nichts, doch wir ahnten etwas. Irgendetwas wartete da draußen noch auf uns. Etwas Großes, Unbekanntes"

Eigentlich ist es sein Traum: Er steht auf der Bühne und soll den Apfelbaum spielen, doch dann vergisst er den Text – und stürzt ... Mit liebevollem Humor erzählt Robert Seethaler die Geschichte eines eigenwilligen Jungen aus der Kleinstadt, der Friseur werden könnte wie sein Vater, und doch Schauspieler werden will. Es ist eine Geschichte von Blutsbrüderschaft und Konkurrenz und von der großen Liebe. Von schlechtsitzenden Frisuren und pinkfarbenen Chevrolets. Und sie endet in einem Bus, mit dem ein junger Mann aus der Provinz mutig der Zukunft entgegenfährt.